

einem Durchschnittspharisäer würde. Er möbelt auch das Judentum nicht so auf, dass es christlich-salonfähig wird. In diesen wichtigen Fragen redet er weder uns Christen noch den Juden »nach dem Maul«. Beide Gruppen fühlen sich von ihm bisweilen auf die Zehen getreten.

Es gibt eine Frage, bei der sich Flusser über die Christen ärgert: Die Frage nach dem Gesetzesgehorsam Jesu. Er kann nicht begreifen, dass die Christen es für so wichtig halten, dass Jesus das jüdische Gesetz – »souverän«, wie die Christen sagen – gebrochen habe. Flusser zählt es zu den Sternstunden seines Lebens, dass er (zusammen mit Prof. Shmuel Safrai) herausgefunden hat, dass Jesus nach damaligem galiläischem Gesetzesverständnis das Gesetz nie gebrochen hat. Jene engmaschigen jüdischen Autoritäten, die ihm Gesetzesbruch vorwarfen, seien selbst im Unrecht gewesen. Flusser meint, dass der Gesetzesgehorsam Jesu gut ins christliche Konzept hineinpassen würde (vgl. Gal 4, 4 f.). Die Heidenchristen sollten doch darob nicht den Kopf und die Bibel verlieren, da sie ja nicht auf das Gesetz verpflichtet seien. Sie sollten sich aber ernstlich fragen, ob ihr Eifer gegen den Gesetzesgehorsam Jesu nicht ihren versteckten antijüdischen Tendenzen entspringe.

Flusser warnt immer wieder vor vorschnellen Entgeschichtlichungen und den damit verbundenen Überinterpretationen, Überexponierungen, Theologisierungen und Versteinerungen heiliger Texte. Ihm ist wichtig, dass die Offenbarung mit der Geschichte des Volkes Gottes

verknüpft ist, nicht mit einer Ideologie. Auch der oft vergötzte moderne Motivationshorizont hat sich dieser Geschichte zu beugen. Der Geschichte des Volkes Gottes und speziell Jesu beharrlich nachzusteigen, hält er für die wichtigste christlich-theologische Aufgabe.

Anlässlich des 25jährigen Jubiläums des Freiburger Rundbriefes schrieb Professor Flusser u. a.: »Wir Juden in Israel finden im Freiburger Rundbrief unsere jüdische Hoffnung für eine bessere Zukunft bestätigt. Wir fühlen uns im Rundbrief zu Hause... Im Rundbrief herrscht nicht ein sentimentaler Philosemitismus, sondern eine echte christliche Liebe zum Judentum, aus einem stolzen, selbstsicheren christlichen Standpunkt. Gerade solche Haltung lieben wir hier in Israel, wo wir auch daran gewöhnt sind, unseren Glauben selbstverständlich zu leben. So wollen wir in Israel dem Freiburger Rundbrief eine fruchtbare Zukunft wünschen« (XXV/1973, S. 8). Es ist leicht, diese Worte für einen christlichen Ausgangspunkt umzuprägen und dann Professor Flusser zu gratulieren: Viele Christen auf der ganzen Welt freuen sich, dass es den Professor Flusser gibt. Sie fühlen sich von ihm angesprochen. Sie schöpfen daraus Hoffnung für eine bessere jüdische und christliche Zukunft. Er ist kein sentimentaler Christenfreund, sondern besitzt eine echte jüdische Liebe zum Christentum, die aus einem stolzen, selbstsicheren jüdischen Standpunkt erwächst. Solche Haltung schätzen wir.

Wir wünschen ihm und seiner Familie eine fruchtbare Zukunft: ad multos annos!

5 Was ist der Mensch?

Predigt, gehalten in der Synagoge in Düsseldorf am 6.3.1976*/**

Von Dr. Jehoshua Amir, Professor für hellenistisches Judentum und moderne jüdische Philosophie an der Universität Tel Aviv

Von allen menschlichen Wissenschaften ist die Wissenschaft vom Menschen die des Menschen würdigste. So schrieb der französische Philosoph Malebranche vor 300 Jahren. Aber nicht wissenschaftliches Bestreben führt uns hier zusammen. Man mag darüber nachdenken, ob Wissenschaft »wertfrei« sein kann und soll, wie es gefordert worden ist, aber gewiss ist es, dass Wissenschaft sich Werte nicht selbst setzen kann. Und um den Wert des Menschen und seines Lebens geht es uns, wenn wir uns hier anschicken, gemeinsam zu bedenken, was der Mensch sei.

Das Setzen von Werten ist eine Entscheidung, die der Mensch auf eigene Verantwortung trifft. Verantwortlich entscheiden aber kann der Mensch nur, wenn er alle Kräfte seiner Persönlichkeit zu einer Einheit zusammengerafft hat. Indem er so aber sich rüstet, wird er gewahr, dass er nicht aus eigener Willkür heraus einen Wert sich setzt, sondern dass er ihn findet, dass er einen seienden Wert findet, den nicht er gemacht hat. Denn »verantworten« – so hat Buber uns gelehrt – bedeutet: antworten auf den Anruf dessen, vor dem wir, vor dem unser Sein steht. Im Antworten auf diesen Anruf wird uns die Einigkeit der Person zuteil, aus der heraus wir entscheiden dürfen. Das

ist es, was wir heute morgen hier in dieser Synagoge gebetet haben: »Eine Du unser Herz, zu lieben und zu ehrfürchten Deinen Namen«, womit wir uns auf das Bekenntnis des »Höre Israel, der Herr ist einzig« vorbereitet haben: die Einheit des Herzens als irdischer Widerpart der Einheit Gottes. Darum mag eine Synagoge die rechte Stätte sein, zu der wir unsere Frage herbringen.

In einer Synagoge haben wir keine Cherubim, keine Bundestafeln und keinen Altar, wie einst in unserem Tempel. Was eine Synagoge zu einer heiligen Stätte macht, ist einzig das, dass wir hier Torarollen bewahren, dass wir hierherkommen, um Zwiesprache zu halten mit den alten heiligen Worten, die uns den göttlichen Anruf zutragen von Geschlecht zu Geschlecht. Sie haben ihre innere Kraft dadurch bewiesen, dass bisher noch jede Generation sie als ein neues Wort gelesen hat, dass sie sich, nach dem Deutungswort unserer Weisen, bewährt haben als »neue alle Tage«. Sehen wir also zu, ob auch uns ein Gleiches geschieht!

Was uns die hebräische Bibel vom Menschen zu sagen hat, brauchen wir nicht lange zu suchen. Ihr erstes Blatt erzählt von der Schöpfung des Menschen und sagt uns das Entscheidende. Um es aber aufzufassen, haben wir es in seinem Zusammenhang, im Rahmen des Schöpfungsganzen, zu betrachten.

* Anlässlich der in der Bundesrepublik Deutschland veranstalteten »Woche der Brüderlichkeit«.

** Vom Autor durchgesehenes Manuskript.

Die Theologen sagen, die Bibel lehre die Schöpfung aus dem Nichts. Die Bibel aber hat keine solchen glatten, begrifflich abgeschliffenen Formeln. Und das biblische Nichts ist jedenfalls keine runde und nichtssagende, logisch definierbare mathematische Null. Wie heisst die Bibel das, was da war, ehe die Welt war? Da steht: »Finsternis über dem Abgrund«. Thehom, Abgrund – was ist das? Wenn wir es mit den primitivsten Worten zu sagen versuchen: ein tiefes Loch. Aber das ist noch nicht genau; das Loch muss so tief sein, dass unter ihm überhaupt kein Grund mehr ist. Nun, werden wir sagen, so etwas gibt es nicht. Das sind Fabeldinge, die in unserer Erfahrung nicht vorkommen. Oder doch? Kennen wir das nicht alle aus unserer Traumerfahrung? Begegnet es uns nicht manchmal im Traum, dass wir fallen und fallen und fallen, dass wir hinabstürzen in eine Unendlichkeit? Ein Angsttraum, aus dem nur das Erwachen in Gottes Welt hinein uns rettet? Und ein solcher Abgrund, erfüllt mit schwarzer Finsternis. Die Religionshistoriker werden schon recht haben, wenn sie das hebräische Wort für den Abgrund, Thehom, zusammenbringen mit der Tijamat, der Urschlange, dem Urdrahen der Tiefe des altorientalischen Mythos, der vom Schöpfergott besiegt wird. Was in jenem Vers mit dem anderen Wort, Tohu-wa-bohu, gesagt wird, davon lässt uns der unheimlich heulende Klang der Worte mehr vernehmen als die dunkle Etymologie der Worte selbst. Ein gefährlicher Drache lauert im Hintergrund der Welt – das hat uns die glatte rationale Theologenformel von der »Schöpfung aus dem Nichts« überhören lassen. Wir dürfen es nicht mehr überhören.

Und nun setzt Gottes Schöpfungswerk ein. Das Werk hat seinen festen Takt. Gott spricht und es ward, Gott sieht, dass es gut ist, Gott scheidet, Gott gibt einen Namen. Jeder einzelne von diesen Akten zerbricht ein Stück des Urgrausens, schafft eine heimische Welt, hebt Dinge ab aus dem Entsetzen des Unfassbaren, macht sie vertraut, macht sie anredbar. Aber es ist keine reine Wiederholung der Akte mit allein wechselndem Objekt: Es liegt eine Architektur im Schöpfungswerk. Bei der Pflanze heisst es nicht mehr wie beim Licht und beim Firmament, »es werde Gespross«, sondern dieses Mal sagt Gott: »Spriessen lasse die Erde, Gespross«. Die Kreatur soll nicht stumpf brütend daliegen, während Gottes Wort an ihr geschieht; sie hat ihren werkenden Anteil an Gottes Werk. Und der Fruchtbaum hat seinen Samen in sich, aus dem ein neuer Baum wachsen wird nach seiner Art. Und nicht mehr Gottes Wunderlicht vom ersten Tag macht den Abend und den Morgen, sondern Gott setzt nun die Leuchten an den Himmel, und sie machen fürderhin die Tage und die Jahre; ja noch mehr: Gott gibt ihnen, heisst es ausdrücklich, die Herrschaft über den Tag und über die Nacht.

Und indem wir höher aufsteigen in den Ordnungen des Daseins, ist es auch damit nicht getan. Gott will die Welt nicht als ein Puppenspiel, bei dem er selbst alle Drähte in der Hand hält und kein Ding eine Bewegung machen kann, ohne dass Gottes Finger an seinen Gelenken zieht. Gott will eine lebendige Welt, Wesen, die ihren eigenen Weg gehen, die die Erde füllen und sich auf ihr tummeln. Und dafür wird die Reihe der Schöpfungshandlungen um einen neuen Akt vermehrt: zum ersten Mal heisst es »Gott segnete«. Was den Sternen am Himmel nicht gesagt war, das wird hier den Vögeln und den Fischen gewährt, denn sie verkörpern das Lebendige auf Erden, und der Lebendige Gott will eine lebendige Welt.

Und zu dieser lebendigen Welt gehört der Mensch. Und innerhalb der Daseinsstufe des Lebens steht der Mensch wieder auf der höchsten Stufe. Wir wissen ja alle, wie die

Erzählung das ausdrückt. Der Schaffung des Menschen geht eine feierliche Ankündigung voraus. Und der Mensch, fruchtbar und sich mehrend wie die Tiere, ist doch zugleich geschaffen im Ebenbild Gottes. Der Schöpfung angehörend und doch teilhaft eines göttlichen Anteils, von Gott gemacht und doch freier Herr seiner eigenen Entschlüsse, so steht der Mensch am Ziele dessen, worauf die ganze Schöpfung angelegt ist: von Gott in die eigene Verantwortung entlassen zu werden. Das drückt sich aus in dem neuen Wort, um das nun der Segen, wie er den Tieren gegeben war, erweitert wird: »Füllet die Erde und bemächtigt euch ihrer!«

Und damit hat die Schöpfung ihren Schlusspunkt erreicht, »und siehe, sie war sehr gut«. Und der Midrasch, die rabbinische Auslegung, nimmt sich bei der Exegese dieses Verses das Recht, das ihr zugestanden ist, die Buchstaben eines Wortes umzustellen – nur ein Beispiel, wie in der rabbinischen Welt gerade der Buchstabe es ist, der den Geist belebt – und liest statt »tov meod = sehr gut«: »tov adam = gut ist der Mensch«. Also: »Und Gott sah alles, was er gemacht hatte, und siehe: Gut ist der Mensch«.

Aber freilich, wir müssen es wohl anders lesen, nämlich: Wenn der Mensch gut ist, dann ist die Welt sehr gut. Mit der Herrschaft über die Welt ist in des Menschen Hand die Verantwortung für die Welt gelegt. Unsere Weisen sagen: Zu jeder Zeit soll der Mensch die Welt so ansehen, als wäre sie zur Hälfte gerecht und zur Hälfte schuldig, und diese eine Tat, die er in diesem Augenblick tun will, gibt den Ausschlag, ob die Welt gerecht oder schuldig ist. Auf dich und deine Tat, jetzt und hier, kommt es an, von ihr hängt es ab, was aus der Welt wird, aus Meer und Land, aus Himmel und Erde und allen Planeten. Wir brauchen ja nicht viel weiter zu lesen und kommen an die Stelle, wo es heisst: »Und es leidete Gott, dass er den Menschen gemacht hatte auf Erden«. Denn »alles Sinnen und Trachten seines Herzens – nur böse ist es allen Tag«. Der Mensch ist böse und der Mensch ist gut, und beides ist wahr und beides gehört zusammen.

Und an uns und unserer Tat hängt der Bestand der Welt. Freilich, die Bibel erzählt, wie Gott nach der Sintflut beschliesst, nicht noch einmal die Welt zu verwüsten um des Menschen willen. Aber in unseren Tagen ist etwas Neues geschehen. Der Mensch hat seinen Schöpfungsauftrag ausgeführt und sich der Welt bemächtigt. Er hat die Kräfte der Natur sich dienstbar gemacht in einem Masse, das keine frühere Generation je für möglich gehalten hätte. Und nun ist er in seinem Siegeszug zu einem Punkt gelangt, der alledem, was wir bisher gesagt haben, einen verhängnisvoll neuen Sinn gibt: Zum ersten Mal, seitdem Gott Himmel und Erde geschaffen hat, verfügt der Mensch über die technischen Mittel, um die Welt zu zerstören. Er hat heute die unheimliche Macht, nicht nur sich selbst zu vernichten, sondern buchstäblich die Welt wieder in ein Tohu-wa-bohu zu verwandeln, Gottes Schöpfung dem ewig lauernden Abgrund in den Rachen zu werfen.

Niemand mag das so offen sagen, aber wir alle wissen, dass es so ist. So steht der Mensch heute da. Das ist die ungeheuerliche Verantwortung, die der Mensch von Stund an auf seinen Schultern trägt und der er sich wohl nie wieder wird entziehen können. Kann er diese Probe bestehen? Es ist genau so, wie unsere Weisen es gesagt haben: Die Welt ist in der Schwebe zwischen Sein und Nichtsein, und eine einzige Tat des Menschen kann den Ausschlag geben nach der einen oder nach der anderen Seite. Und die Mächte der Versuchung sind gewaltig. Sollte Gott den Menschen ganz wehrlos, ganz schutzlos dieser Versuchung

ausgesetzt haben? Sollte Gott, indem er seine Welt dem Menschen anvertraut hat, ihm gar nichts mitgegeben haben, um ihn vor sich selbst zu schützen? Ist wirklich mit der Einsetzung des Menschen als Herrn der Schöpfung das Letzte gesagt?

Und wir schauen noch einmal in unsere biblische Erzählung hinein, und wir staunen. Haben wir nicht bereits gelesen: »Und Gott sah alles, was er geschaffen hatte«? und war mit dem Urteil »Und siehe, es war sehr gut« nicht das Siegel der Endgültigkeit auf das Werk des Anfangs gedrückt? Und dennoch: Es gibt noch einen siebenten Tag. Am sechsten Tage war bereits »alles« geschaffen, und dennoch lesen wir »Und Gott vollendete am siebenten Tag die Arbeit, die er getan hatte«. Wie kann ein Tag, an dem nichts mehr geschaffen wird, trotzdem erst das Ende des Werkes bringen? Die Antwort der Bibel: Allerdings, nichts wird mehr am siebenten Tag geschaffen ausser – eben dieser siebente Tag selbst. Erst das Ruhen von dem Werk ist das Letzte, Erhabenste, um dessentwillen das Werk da ist. Und ein Stückchen davon kann jeder Jude, der den Schabbat kennt, jede Woche an sich nachspüren, wenn er die Last und die Hast von sich abgleiten fühlt, und ein Fünkchen der grossen Gottesruhe ergreift von ihm, von Seele und Leib, Besitz. Und nun erinnern wir uns noch einmal der Kette der Schöpfungstätigkeiten, an deren Hand wir vorhin die Stufenleiter der Daseinsordnungen der Welt hinangestiegen sind: Gott sprach, sah, dass es gut war, schied, nannte einen Namen. Und darüber hinaus entdeckten wir: Gott segnete; und auch der Segen hatte seine Stufenleiter, zuerst »füller die Erde« und dann kam hinzu »bemächtigt euch ihrer«. Nun also, beim Sabbat haben wir wieder »Gott segnete«. Das haben wir wohl erwartet, denn wir sind ja nun auf dem Gipfel alles Geschaffenen. Aber nun ist es auch mit diesem Tätigkeitswort nicht mehr genug, und erst jetzt kommen wir zu dem allerletzten, allerhöchsten Wort, mit dem Gott seine Schöpfung entlässt: »Und Gott segnete den siebenten Tag und heiligte ihn.« Erst indem das Heilige in die Welt gesetzt ist, ist der Welt das Letzte gegeben, das Gott ihr zu geben hat. Dem Menschen, dem Herrn der Schöpfung, ist in der Schöpfung etwas gesetzt, das ihn über die Schöpfung hinauslangen lässt. Und damit ist ihm etwas gegeben, was nur er kennen kann von allen Geschöpfen des Himmels und der Erde. Wie wir es an dem grössten Tag des jüdischen Jahres¹ in unserem Gebet sagen: »Du hast den Menschen ausgesondert von Anbeginn und hast ihn erkannt, vor Dir zu stehen.« Gott hat den Menschen ausgesondert von all seinen Geschöpfen und ihm das Heilige mit auf seinen Weg gegeben. Der Mensch ist nicht schutzlos dem Gewoge seiner Triebe und Impulse anheimgegeben, es ist etwas über ihm aufgerichtet, zu dem er hinaufschauen kann, und von da aus mag sein Tun und Lassen seine Richtung bekommen. Von seiner Verantwortung wird ihm dadurch nichts genommen; im Gegenteil, nun, da das Antwortende ihm gegenübertritt, ist er erst in die rechte Verantwortung hineingestellt.

Der Mensch soll mit dem Heiligen leben. Wie aber findet das Heilige im Leben des Menschen seine Stätte? Wenn wir in der Bibel suchen, wo vom Heiligen die Rede ist, machen wir eine auffallende Entdeckung, auf die noch wenige gestossen sind: Nach jener Erzählung von der Einsetzung des heiligen Tages kommt in der ganzen Genesis das Wort »heilig« nicht mehr vor. Die Stammväter, bei allem Gewaltigen, was die Bibel von ihnen erzählt, heissen ihr nicht heilig. Vom Heiligen beginnt die Bibel erst da zu sprechen, wo ein Volk entsteht. Als dem Abraham

verheissen wird, dass er Stammvater sein soll, da heisst es noch: »Ich werde dich machen zu einem grossen Volke«. Erst wo das Volk am Sinai zusammensteht, da wird ihm gesagt: »Ihr sollt ein heiliges Volk sein«. Da erst verstehen wir ganz, was mit dem alten Wort gesagt ist: »Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei«. Seine wahre Bestimmung erlangt er erst, wo er daran geht, eine Gemeinschaft von Menschen zu erbauen. Erst wo Mensch mit Mensch lebt, wird dem Heiligen eine Stätte bereitet. Das Zehngebot gebietet und verbietet in der Einzahl des »du sollst«, aber gerade das Heiligkeitsgesetz heisst: »Heilig sollt *ihr* sein«. Der Talmud verhandelt einmal über das Heiligkeitsgebet, die Keduscha, die in unserem Gottesdienst nur gesagt wird, wenn mindestens eine Zehnzahl von Betern zusammen ist: »Woher weiss ich, dass der einzelne »heilig« nicht sagt«? Weil es heisst: »Auf dass ich geheiligt werde inmitten der Kinder Israel«. Zwischen den Menschen, zwischen den Gemeinschaften der Menschen soll das Heilige seine Wohnstatt nehmen auf Erden.

Wie Israel als Gemeinschaft gesehen ist, so auch die Völker der Welt. Abraham ist auf seinen Weg gestellt mit dem Wort: »Und durch dich sollen gesegnet werden alle Familien der Erde«. In Familien, in Gemeinschaften, baut sich die Menschheit auf. Was in Israel untrennbar vereinigt ist, Glaubensgemeinde und Volksgemeinschaft, mag bei den Völkern der Welt zweierlei Gestalt annehmen, in einer tiefverschlungenen Dialektik des Auseinander und Ineinander; aber erst in beidem zusammen wird die Menschheit ihrer Erlösung entgegengeführt. Die Erlösungsvision des Propheten erschaut ein Zion, zu dem »hinströmen werden alle Völker« und nicht atomisierte verlorene einzelne in grossen Massen. Durch Völker und Gemeinschaften will Gott uns zur einigen Menschheit führen.

Hier stocke ich, denn ich spreche zu Söhnen eines Volkes, mit dem sich Ungeheuerliches begeben hat. In einer Geschichtsstunde, die niemand vergessen kann und darf, hat sich ihr Volkstum in einen Moloch verkehrt, und nachdem das Volk aus dem Taumel wieder erwacht ist, gibt es viele, und gewiss gerade unter den Besten, denen es graut, wenn von ihrem Volkstum gesprochen wird. Ein guter deutscher Freund sagte mir vor wenigen Tagen: »Wenn man mir sagt: »So haben es deine Väter gemacht«, dann heisst das für mich: So ist es also falsch«. Gott gebe euch Deutschen, dass ihr es wieder vermögt, eures Volkes froh zu werden. Denn nur aus heilen Völkern erbaut sich die heilige Menschheit.

Und ein Wort darf ich von meinem umstürzten Volke sagen, daheim in Jeruschalajim und wo immer auf der Welt. Immer noch haben wir um die Anerkennung des Rechtes zu kämpfen, als Volk in der Familie der Völker zu leben. Gegen einen oft unverhüllt ausgesprochenen Vernichtungswillen hat unser Volk um seine Existenz zu kämpfen. Und ich darf es sagen: Ich bewundere, in wie hohem Masse das Volk bei Anspannung all seiner Kräfte dennoch auch an seiner Verantwortung für die Familie der Völker festgehalten hat. Aber die bange Frage ist: Werden wir weiter die Kraft haben, bei allem Feindlichen, was uns aus der Menschheit entgegentönt, unserer Menschheitsverantwortung treu zu bleiben? Gott gebe seinem Volke Kraft, Gott segne sein Volk mit Frieden.

Und so stehen wir da, wir alle, Menschen mit Menschen, wirken am Bau einer Menschheit und bangen um den Bestand der Welt. Und in dieser Sorge und in diesem Tun allein kann es sich weisen, was der Mensch ist. Wissen wir es? Können wir es finden? Als Kant seine berühmten drei Fragen gestellt hatte: Was können wir wissen, was

¹ Der grosse Versöhnungstag, Jom Kippur.

sollen wir tun, was dürfen wir hoffen, da fassten sie alle drei sich ihm zusammen in einer vierten Frage: Was ist der Mensch? Auch in der Bibel findet sich ebendiese Frage mit ebendiesen Worten, aber mit einem Unterschied: Sie ist nämlich nicht an den Menschen gerichtet, sondern an Gott. Und indem wir den Menschen in seiner ganzen Be-

drohtheit und seiner erschreckenden Verantwortung erkennen, können auch wir nichts anderes tun, als unsere Frage an Gott zurückzugeben. Indem wir in Sorge und Verantwortung an heiliger Stätte unsere menschlichen Schritte bedenken, treten wir an Gott heran und fragen: Adonai, mah adam – Herr, was ist der Mensch?

6 Zwei Ansprachen

I Papst Paul VI.: »... Im Geiste der Propheten werden Juden und Christen bereitwillig zusammenarbeiten ...«

Aus einer Ansprache am 24. November 1976*/**

Liebe Freunde!

... Wir sind glücklich, zu erfahren, dass so viele unserer Brüder aus dem Judentum die Errichtung unserer Kommission für die religiösen Beziehungen zum Judentum und die von dieser Kommission¹ erlassenen »Richtlinien und Vorschläge für die Erweiterung der Konzils Erklärung *Nostra aetate*, Nr. 4²« mit Befriedigung aufgenommen haben.

Was uns betrifft, so bringen wir unsere tiefempfundene Zufriedenheit über die Verbesserung der jüdisch-christlichen Beziehungen zum Ausdruck und hoffen gleichzeitig, dass diese Zusammenarbeit auch weiterhin dem gegenseitigen Verstehen und der gegenseitigen Achtung förderlich sein wird.

So findet sich unter anderem in den oben erwähnten »Richtlinien und Vorschlägen« der folgende Satz: »Im

Geiste der Propheten werden Juden und Christen bereitwillig zusammenarbeiten und sich auf allen Ebenen – auf der örtlichen, nationalen und internationalen – um soziale Gerechtigkeit und Frieden bemühen« (IV)³.

Reiche Möglichkeiten der Zusammenarbeit eröffnen sich vor uns, die wir der »jüdischen und christlichen, auf dem Wort Gottes beruhenden Tradition« angehören und »um den Wert der menschlichen Person, des Abbilds Gottes, wissen« (ebd.)

Unsere Aufrufe zum Frieden treffen sich mit den Ihren zur Anerkennung von Würde und Wert des menschlichen Lebens. So lautet unser Leitspruch für den kommenden Weltfriedenstag: »Willst du den Frieden, so verteidige das Leben!« – verteidige das menschliche Leben gegen alles, was es verletzen, schwächen, entehren oder zerstören könnte!

Ja, der Gott der Gerechtigkeit und des Friedens, der Herr über das Leben, ist unser gemeinsamer Vater und der Ursprung unserer Verbrüderung. Auf Sie alle rufen wir sein Licht und seine Kraft herab.

* An den Verband zum Kampf gegen die Diskriminierung.

** Unter der Überschrift: »Die Zusammenarbeit zwischen Christen und Juden«, in: »L'Osservatore Romano. Wochenausgabe in deutscher Sprache« (6/49). Vatikanstadt, 3. 12. 1976.

¹ S. IR XXVI/1974, S. 74.

² a. a. O., S. 3 ff.

³ a. a. O., S. 5.

II Mit den Juden von Marseille

Ansprache von Roger Etchegaray, Erzbischof von Marseille, Vorsitzender der französischen Bischofskonferenz, anlässlich der Einführung eines neuen Grossrabbiners am 4. April 1976

Aus dem Diözesanblatt der Diözese Marseille »Foi et »Nouveau Monde« (No. 13) 4. 4. 1976 p. 297 entnehmen wir den Leitartikel und geben ihn in Übersetzung aus dem Französischen wieder.

Zeichen der Zeit: Während einer meiner jüdischen Freunde, André Chouraqui, die Evangelien »Les quatre Annonces« in einem Französisch veröffentlicht, das die Atmosphäre ihres Mutterbodens wieder einfängt, bin ich eingeladen, das Wort zu ergreifen bei der Amtseinführung des neuen Grossrabbiners Joseph Sitrouk, dem Nachfolger von Israël Salzer. Man kann mit Recht sagen, dass die phönizische Stadt der jüdischen Bevölkerung eine immer freundliche Stadt gewesen ist, die sich seit dem Auszug aus Nordafrika auf eine Zahl von 60 000 beläuft, wodurch Marseille in Frankreich an zweiter und in Europa an vierter Stelle steht. Die israelitische Gemeinschaft in unserer Mitte zählt 20 Synagogen,

von denen die ganz hochfeine des Stadtteiles St. Marguerite eben eingeweiht wird.

Aber wir gehen neben den Juden einher, ohne sie zu kennen. »Die jüdische Existenz« (Titel eines bewunderswerten Buches von André Néher, Editions du Seuil 1962) in ihrer heiklen Lage, aber auch mit ihrem unzerstörbaren Glauben, enthält einen für uns ständigen Appell, unsere christliche Existenz zu vertiefen. Die Kirche zieht ihre Kraft unmittelbar aus den Wurzeln des Ölbaums, der das jüdische Volk ist und auf den die Zweige des wilden Ölbaums – die wir sind – aufgepfropft werden (Röm 11, 16). Es ist der heilige Paulus, der uns daran erinnert: »Denke nicht hochmütig. Nicht du trägst die Wurzel, sondern die Wurzel trägt dich« (Röm 11, 18). Ich lade Sie ein, dieses erstaunliche Kapitel 11 des Römerbriefes wieder zu lesen und dabei über die besondere Berufung